

Promovieren Post Plagiatskandal – Wer, Wie und Warum?

Oliver Günther, Universität Potsdam

Durchgesehene und revidierte Abschrift eines Vortrags vom 13.07.2012
anlässlich der Jahresversammlung der Berliner Wissenschaftlichen Gesellschaft

1. Einleitung

Als Wissenschaftler¹ darf man, bei aller Sorge um die Art des Diskurses, in gewisser Weise dankbar sein für die öffentliche Debatte um Plagiatsfälle in Promotionen. Denn die Hetzjagd der Plagiatsjäger fordert mit ihren prominenten Fällen auch grundsätzliche Fragen zutage, die es schon seit längerem zu diskutieren gilt.

Diese Fragen lassen sich unter der Überschrift „Warum promovieren wir?“² subsumieren, wobei das Verb *promovieren* sowohl transitiv als auch intransitiv gemeint ist. Die Fragen richten sich also ganz bewusst nicht nur an (potenzielle) Doktoranden, sondern auch an (potenzielle) Betreuer.

In einem 2009 in *Forschung und Lehre* erschienenen Artikel schrieb ich unter genau diesem Titel, „Warum promovieren wir?“: „Ziel einer jeden Dissertation sollte sein, der Menschheit etwas grundlegend Neues mitzuteilen.“ Heute würde ich ergänzen „...und so nicht nur originär, sondern originell zu sein.“

Warum haben sich viele – Doktoranden wie Betreuer – demgegenüber auf Promotionsvorhaben eingelassen, bei denen doch relativ früh, wenn nicht sogar von Anfang an klar gewesen sein dürfte, dass für den Gewinn neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse wenig Potenzial bestand? Warum haben die Akteure während der Promotionsphase nicht selbst gemerkt, dass etwas falsch läuft? Und wie lassen sich solche Fehlentwicklungen in Zukunft vermeiden?

Schließlich sollten wir uns auch fragen, wie wir diese Krise der Promotion überwinden können und welche Perspektiven sie eröffnet. Mit der Bologna-Reform kam die Gleichung 3-5-8 auf: Bachelorabschluss nach 3 Jahren, Master nach 5 und nach 8 Jahren dann die Promotion. Doch lässt sich die Promotion in diese Taxonomie so einfach eingliedern? Fraglich ist auch, ob strukturierte Promotionen, wie sie insbesondere in Graduiertenkollegs zunehmend an Popularität gewinnen, die Individualpromotion ersetzen oder nur ergänzen sollen.

All diesen Fragen müssen wir uns stellen. Dass diese Diskussion auch in der Presse geführt wurde und wird, hilft uns, die Rolle der Promotion und die Rolle

1 Die Verwendung der Begriffe „Wissenschaftler“, „Betreuer“, „Doktorand“ etc. ist durchgehend geschlechtsneutral zu verstehen.

der Wissenschaft in unserer Gesellschaft intensiver und unter öffentlicher Beteiligung zu diskutieren – wobei die Promotion eben nicht als Selbstzweck verstanden wird, sondern als Instrument, die Wissenschaft voran zu bringen und so dem öffentlichen Wohl zu dienen.

Auch im historischen Rückblick war der Doktorgrad keineswegs nur für die wissenschaftliche reine Lehre, also für die wissenschaftliche Laufbahn gedacht. Der Doktorgrad diente von jeher auch der beruflichen Anerkennung außerhalb der Wissenschaft, und es gab von jeher auch Doktorarbeiten ohne großen, oder gar ohne jeden wissenschaftlichen Neuigkeitswert. Insofern ist die Debatte nicht neu.

In einer mir vorliegenden Broschüre aus dem Jahre 1931, die den schönen Titel trägt „Wo und wie erlangt man die Doktorwürde? Bedingungen für die Erwerbung des Doktorgrades“ sind sämtliche Promotionsordnungen aller deutschen Fakultäten enthalten, „nach amtlichen Quellen in Auszügen bearbeitet von Dr. Richard Kampe.“ Damals ging das noch auf ein paar Dutzend Seiten.

Auch aus diesen Texten geht hervor, dass Forschung im engeren Sinne schon damals nicht der einzige Beweggrund zur Promotion war, zumal die Anforderungen relativ vage gehalten sind. Und diese Broschüre ist nicht der einzige Hinweis darauf, dass die Promotion damals breiter angelegt war und sich nicht nur an ambitionierte Wissenschaftler *in spe* wandte. Die Vorschriften und Prozeduren lassen übrigens durchaus vermuten, dass auch zu dieser Zeit schon viel geschummelt wurde – was jedoch wohl seltener bemerkt geschweige denn von semiprofessionellen „Plagiatsjägern“ aktiv verfolgt wurde.

Treten Plagiatsfälle jetzt gehäuft auf? Für diese Vermutung besteht kein Anlass. Zwar erleichterte das Internet zunächst potenziellen Plagiatoren die Arbeit. Inzwischen herrscht aber längst wieder Waffengleichheit.

Weit entfernt von der Aussage „Früher war alles besser“ sollten wir uns also fragen, wie wir mit der neuen Situation umgehen.

2. Sieben Beobachtungen

Beobachtung 1: Viele Promotionen werden aus wissenschaftsfernen Gründen angegangen und durchgeführt.

Nach wie vor spielt hier Titelsucht eine Rolle. Immerhin ist der Preis für den Titel post-Gutenberg höher geworden – das sieht man auch an der (monetären) Preisgestaltung mancher einschlägiger Anbieter. Aber nach wie vor ist Titelsucht etwas, das viele Menschen umtreibt und zu solchen mittelmäßigen und schlechten

Arbeiten führt, wie wir sie in den letzten Monaten und Jahren genauer kennen lernen mussten.

Als wissenschaftsferne Gründe möchte ich aber auch anführen, dass viele Berufsgruppen in der Promotion einen vermeintlichen Qualifikationsvorteil außerhalb des Wissenschaftsbereichs sehen, wohl auch nach wie vor gerechtfertigt. Hier wird der Doktorgrad teilweise auch ohne wissenschaftlich kritische Prüfung als sichtbarer Nachweis für eine weitergehende Qualifikation oder ein Prädikatsexamen vergeben. Zwar gibt es einige Berufe in der Praxis, bei denen eine Promotion aus Sachgründen hilfreich oder gar notwendig ist. Bei niedergelassenen Ärzten, Strafverteidigern oder brückenbauenden Ingenieuren mag dies aber doch in Frage gestellt werden.

Derartige Fehlanreize für die Anfertigung einer Promotion sind in den letzten Jahren glücklicherweise weniger geworden. Heutzutage kann man auch ohne Doktorgrad als guter Arzt gelten oder es auch zum Vorstandsvorsitzenden bringen. Der Anteil der Promovierten in den DAX-Vorständen ist in den vergangenen Jahren signifikant gesunken. Unter diesem Aspekt sollte im Vorfeld einer geplanten Promotion umso gründlicher geprüft werden, ob die zeitliche Investition sich wirklich rentiert, wenn letztlich eine praktische Berufslaufbahn angestrebt wird.

Beobachtung 2: Die große Nachfrage nach einem Doktorgrad reflektiert keineswegs eine besondere Wertschätzung der Wissenschaft in der Gesellschaft.

Wie bereits angesprochen, korreliert das Interesse an einem Doktorgrad längst nicht immer mit einem wissenschaftlichen Interesse. Die Idee, dass die hohe Nachfrage nach einem Doktorgrad grundsätzlich eine besondere Wissenschaftsaffinität der deutschen Gesellschaft reflektiert, scheint mir verfehlt. Dies ließ sich auch an den ersten Reaktionen auf den Plagiatsfall Guttenberg ablesen, in denen der Respekt vor wissenschaftlichen Prozessen und Institutionen alles andere als offensichtlich war. Dank dieses einen prominenten Falles und seiner Folgen mag sich diese Haltung inzwischen etwas verbessert haben. Andererseits stehen die wissenschaftlichen Einrichtungen und Prozesse auch unter Kritik, da sie gelegentlich versagt haben. Konstruktive Kritik ist aber nicht von Schaden.

Beobachtung 3: Die Fachkulturen unterscheiden sich erheblich.

Insbesondere fachspezifische Eigenheiten haben auch im Nachgang zu der Guttenberg-Affäre für emotionale Diskussionen gesorgt. Dabei ist klar erkennbar, dass die Ziele einer Promotion von unterschiedlichen Fächern ganz unterschiedlich gesehen werden. In manchen Fächern reicht vielleicht eine Literaturliste oder eine themenbezogene Übersicht für den Erwerb des Doktorgrads, während in anderen Fächern der intellektuelle Eigenbeitrag, der persönliche Beitrag zur

Forschung als *conditio sine qua non* gilt. Angesichts dieser stark divergierenden Anforderungsprofile sollte über separate Grade und fachspezifische Regelungen nachgedacht werden.

Beobachtung 4: Auch unter Professorinnen und Professoren herrscht Uneinigkeit über die Erfolgskriterien; Noten kommt nur eine sehr beschränkte Aussagekraft zu.

Eine Promotion ist nicht schon dann gelungen, wenn die Endbewertung *rite* oder besser ausfällt. Aus meiner Sicht ist eine Promotion eigentlich nur dann ein Erfolg, wenn sie wissenschaftliche Erkenntnisse erbracht hat, die später in der jeweiligen Fachdisziplin reflektiert, also von anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zitiert werden und auf denen aufgebaut wird. Das ist ein hoher Anspruch an eine Promotion, aber meines Erachtens nicht unbedingt ein unangemessener Anspruch. Denn Promotionen, die keiner liest, müssen als gescheitert gelten. Ebenso – wenngleich mit gewissen Einschränkungen – Promotionen, die zwar vielleicht gelesen, aber nicht zitiert werden, denn dies bedeutet, dass der wissenschaftliche Eigenbetrag, wenn er denn erbracht wurde, nicht rezipiert wurde.

Noten hingegen erscheinen mir vor dem Hintergrund einer solchen Erfolgsmetrik eigentlich überflüssig. Ich bin schon seit vielen Jahren der Ansicht, dass wir dem Beispiel vieler anderer Länder folgen sollten und Promotionen nicht mehr mit einer Note bewerten sollten. Der Einschätzung, wonach bis auf ein *summa cum laude* für außergewöhnliche Leistungen von einer Benotung abgesehen werden sollte, hat sich der Wissenschaftsrat kürzlich angeschlossen. Bei vielen Kolleginnen und Kollegen stößt diese Empfehlung jedoch auf großen Widerstand.

Notengebung bei Promotionsverfahren ist in erster Linie ein sozialer Prozess, in den viele wissenschaftsfremde Kriterien einfließen: die Nähe von Betreuer und Doktorand, Beziehungen zwischen den mit der Promotion befassten Kolleginnen und Kollegen, Kleinkriege, die es auch in akademischen Kollegien geben soll. Die Korrelation zwischen den Noten und der wissenschaftlichen Resonanz auf eine Doktorarbeit scheint mir begrenzt, wenn es sie denn überhaupt gibt.

Beobachtung 5: Mehr Promotionen sind nicht unbedingt besser.

Wollen wir möglichst viele promovieren? Das ist eine Fragestellung, die letztlich auch vor dem Hintergrund von Pisa und Bologna diskutiert werden muss. Sie wissen ja, dass Deutschland zunehmend daran gemessen wird, wie viele unserer jungen Leute in die Hochschulen strömen. Dabei gibt es allerhand Vergleichbarkeitsprobleme, zum Beispiel mit unserer dualen Ausbildung, die von vielen Statistiken nicht als Hochschulausbildung angesehen wird. Ein Mechatroniker,

der in den USA ein Community College besucht, zählt dort als Hochschulabsolvent, während eine qualitativ vergleichbare Ausbildung hier nicht zu einem entsprechenden Punkt in der Statistik führt. Die generelle Frage zur Quantität akademischer Grade stellt sich in Bezug auf die Promotion in besonderem Maße. Der Ressourceneinsatz bei einer gut betreuten Promotion rechtfertigt die Frage nach deren volkswirtschaftlicher Bedeutung. Ist es wirklich besser, möglichst viele Doktorandinnen und Doktoranden durchzuschleusen? Oder sollte man sich eher beschränken und sich auf die vielversprechenderen Kandidaten konzentrieren? Die Konsequenz, die sich daraus natürlich ergibt, ist, dass die Anzahl der Promotionen und Habilitationen eines Fachbereichs nicht als Leistungsmesser herangezogen werden darf. An der Universität Potsdam haben wir diesen Parameter bei der leistungsorientierten Mittelverteilung abgeschafft.

Beobachtung 6: Viele Professorinnen und Professoren bereiten ihre Doktoranden unzureichend auf die bevorstehende Herausforderung vor.

Jungen Menschen muss klar kommuniziert werden, was bei einer Promotion von ihnen erwartet wird: Eine nachhaltige, länger andauernde primäre Auseinandersetzung mit Wissenschaft sowie die Erwartung, dass am Ende dieser intensiven Arbeit neue Erkenntnisse entstehen. Dies reicht vielfach schon aus, um ungeeignete Kandidaten dieses Vorhaben verwerfen zu lassen. In meiner Zeit als Professor der Wirtschaftsinformatik und späterer Dekan der Wirtschaftswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin habe ich im Umfeld insbesondere von Unternehmensberatungen eine gewisse Klientel für Doktorgrade kennen gelernt, die innerhalb eines 9-monatigen Sabbaticals eine Doktorarbeit anfertigen will. Der Sinn einer solchen Aktion hat sich mir schon als jungem Hochschullehrer nicht erschlossen. Irgendwann bin ich so wohl auf der schwarzen Liste gelandet, und die Bewerber vor meiner Bürotür blieben aus.

Als erster Filter erweist sich eine klare Kommunikation demnach als hilfreich. Es geht nicht darum, dass hinter der Promotion unbedingt das Berufsziel Wissenschaftler steht. Der Gesellschaft ist auch damit sehr gut gedient, wenn junge Menschen ihrer Promotion wichtige Jahre ihres Lebens widmen, sich intensiv mit wissenschaftlichen Inhalten auseinandersetzen und dann in die Praxis gehen. Wenn diese Auseinandersetzung aber nur eine untergeordnete Rolle spielt, ist etwas falsch gelaufen.

Die Promotion ist eben kein Regelabschluss wie Bachelor und Master. Selbst als grundsätzlicher Befürworter der Bologna-Reform habe ich bei der Anwendung der oben genannten 3-5-8-Formel auf die Promotion große Bauchschmerzen. Die Promotion ist ein besonderer und kein beliebiger dritter Grad und sollte daher auch nicht in einer normierten Zeit absolviert werden müssen.

Eine Promotion, die mit dem Ziel „wissenschaftliche Erkenntnis“ angegangen wird und über mehrere Jahre hinweg als gemeinsames Projekt von Doktorand und Betreuer verfolgt wird, ist für alle Beteiligten ein Vergnügen. Die Begleitung derartiger Promotionen gehört zu den schönsten Seiten des Professorenberufs. Zu sehen, wie junge Menschen sich interessante Inhalte selbst erarbeiten, und dabei zu helfen, die richtigen Wege einzuschlagen, das sind erfüllende Momente. Und deswegen promoviere ich, deswegen promovieren wir.

Beobachtung 7: Auffallend ist, dass viele der als Plagiatsfälle bekannt gewordenen Promotionen berufsbegleitend außerhalb des Wissenschaftsbetriebs angefertigt wurden.

Tatsächlich gibt es auch nebenberufliche Promotionen, die erfolgreich durchgeführt werden, so dass man diese Konstruktion nicht *per se* verurteilen kann. Letztlich entsteht auch die Dissertation eines wissenschaftlichen Mitarbeiters „neben“ Lehr- und Verwaltungstätigkeit, wengleich in einem forschungsnahen Umfeld und meist über einen entsprechend längeren Zeitraum. Dennoch stellt sich bei Anwälten, Politikern, Vorstandsvorsitzenden die Frage, wie neben derartigen Tätigkeiten eine Doktorarbeit entstehen soll. Auch die Betreuer sind in diesen Fällen gefragt, solch ein Vorhaben von vornherein angemessen vorzubereiten, Erwartungen und Meilensteine zu setzen sowie regelmäßig zu überprüfen, dass das Vorhaben auf gutem Kurs ist. Als Regelfall taugt dieses Modell meines Erachtens nicht.

3. Sieben Empfehlungen

Empfehlung 1: Bei der Auswahl geeigneter Kandidaten ist wissenschaftliches intrinsisches Interesse als zentrales Kriterium anzuwenden.

Hier sind die potenziellen Betreuerinnen und Betreuer gefragt. Das heißt nicht unbedingt, dass das Berufsziel eines Kandidaten Professorin oder Professor lauten muss. Es heißt aber, Bereitschaft für eine mehrjährige, prioritär wissenschaftliche Tätigkeit zu zeigen. Nebenberufliche Promotionen bedürfen einer besonders sorgfältigen Prüfung.

Empfehlung 2: Die Anzahl der Promotionen oder gar Habilitationen dürfen nicht als Leistungskriterium für einen Lehrstuhl oder eine Fakultät verwendet werden.

Dieses Kriterium führt zu Fehlanreizen und gehört daher abgeschafft.

Empfehlung 3: Strukturierte Promotionen in Graduiertenkollegs und Promotionschulen sind zu stärken.

In diesem Punkt bin ich voreingenommen: Zehn Jahre lang war ich Sprecher eines DFG-finanzierten Graduiertenkollegs, und diese Zeit zählt zu meinen aller schönsten beruflichen Erfahrungen. Nicht nur aufgrund meiner eigenen Doktoranden, sondern ebenso aufgrund der Erfahrungen als Leiter einer Einrichtung, in der zwischen Kolleginnen und Kollegen herzlich und produktiv zusammengearbeitet wurde, im gemeinsamen Bemühen um die besten Doktoranden und deren gemeinsamer Betreuung. Dabei war man vor Kritik und teils tiefgreifenden Auseinandersetzungen nicht gefeit, Doktoranden ebenso wenig wie Betreuer. Letztlich hat aber diese harte Schule zum Zusammenhalt und zur Qualität der erstellten Arbeiten beigetragen. In begrenztem Umfang sind auch Vorlesungen und Seminare zur Methodik und Vorbereitung auf das Arbeitsfeld Forschung durchaus sinnvoll.

Empfehlung 4: Der Einsatz von Plagiatssoftware sollte zum Regelfall werden.

Allein der Einsatz von Plagiatssoftware lässt die Anzahl der Plagiatsversuche sinken. Schon deshalb sollte Plagiatssoftware grundsätzlich eingesetzt werden, wengleich sie alles andere als perfekt funktioniert.

Empfehlung 5: Noten bei Promotionen sind abzuschaffen.

Noch weiter gehend als die Empfehlung des Wissenschaftsrats (was die Note *summa cum laude* betrifft) möchte ich mich ganz gegen die Vergabe von Noten bei Promotionen aussprechen. Die Korrelation zwischen Noten und wissenschaftlichem Wert einer Dissertation scheint mir nicht gegeben. In den USA, wo ich promoviert habe, gab es m.W. noch nie Noten. Auch die Franzosen sind davon abgekommen, nachdem Noteninflation (z.B. bei der schönen Auszeichnung *avec félicitations de la jury*) konstatiert worden war.

Empfehlung 6: Wissenschaftliche Titel sollten aus dem Personalausweis und der persönlichen Anrede verschwinden.

Der Doktorgrad ist ein wissenschaftlicher Grad und sollte deswegen allein im wissenschaftlichen Kontext von Bedeutung sein. Daher sollten sich Deutschland und Österreich dem internationalen Usus anschließen und auf die Verwendung von Titeln in öffentlichen Dokumenten und bei der persönlichen Anrede verzichten. In der Umgangssprache ist seine Nennung insofern hinderlich, als sie falsche Anreize bzw. Anreize für die Falschen schafft, einen solchen Titel zu erwerben.

Daher befürworte ich die Forderung z.B. der Grünen nach der Abschaffung des Titels im täglichen Sprachgebrauch.

Empfehlung 7: Für traditionell berufsorientierte Promotionen sind Sonderregelungen mit disziplinspezifischen Titeln zu treffen.

Wie angesprochen haben sich in unterschiedlichen Fächern unterschiedliche Promotionsparadigmen herausgebildet. Viele medizinische Dissertationen enthalten keinen wissenschaftlichen Eigenbeitrag, sondern ähneln eher einer Diplom- oder Masterarbeit in anderen Disziplinen. Eine juristische Promotion erfolgt nicht immer, aber oft nebenberuflich als Nachweis des Prädikatsexamens. Angeblich promovieren nur die besten ca. 10% aller Juristen, jedoch scheint der Grad gelegentlich umgekehrt genutzt zu werden: Ein Jurist promoviert, um zu zeigen, dass er zu den besten 10% gehört. Ein wissenschaftliches Interesse ist hier nicht immer gegeben. Daher plädiere ich in solchen Fällen für Sonderregelungen, wie sie uns die Amerikaner vorgemacht haben. Dort vergeben Mediziner und Juristen für Abschlussarbeiten ohne weitergehenden wissenschaftlichen Anspruch keinen Ph.D., sondern einen M.D. bzw. J.D., wobei das D. in beiden Fällen auch für Doktor steht.

Dank an Frau Ruth Lange für hilfreiche Kommentare und Editierarbeit sowie an Frau Eileen Hohnschild für das Transkribieren der Tonaufnahme.